

Ich versuche, den Kopf zu heben, aber ich kann ihn nur seitwärts drehen. In einer Ecke sehe ich einen Mann stehen. Er schaut auf ein Klemmbrett. Er hat Dreadlocks und trägt eine Brille. Er schaut auf und lächelt mich sanft an.

»Hi«, sagt er. Seine Stimme klingt ruhig, bedächtig.

»Nmandi«, lese ich von seinem Schild ab.

Er wirkt überrascht. »Ja, ich bin Nmandi. Ich arbeite als Pfleger hier.« Er tippt sich auf die Brust.

»Können Sie sich erinnern, wie Sie hergekommen sind?«, fragt er.

Ich schüttele den Kopf. Ich weiß es nicht. Vage kann ich mich daran erinnern, wie ich mir im Wartezimmer eines Krankenhauses die Kleider vom Leib gerissen habe. Ich erinnere mich an maßloses Entsetzen. Ich habe immer noch die Schreie in den Ohren. Ich glaube, es waren meine eigenen.

Meine Lippen fühlen sich trocken an, und ich versuche, mich zu räuspern. Meine Stimme kommt zurück. Ich will wieder etwas Sicheres fühlen, etwas, das mir die Angst nimmt. Nmandi schaut mich freundlich an.

»Nmandi, glauben Sie an Gott?«, will ich wissen.

Er antwortet nicht sofort, und er wirkt nachdenklich.

»Fifty-fifty«, erwidert er. »Aber das ist in Ordnung für mich.«

Er kommt an mein Bett und nimmt meine Hand.

»Können Sie mich sehen?«, fragt er.

»Ja«, gebe ich zurück. Und ich sehe ihn auch, im vollkommenen Sinne des Wortes. Er ist Nmandi: der, der mit den Händen spricht. Jemand, der die Trauernden tröstet und den Ängstlichen hilft. Aber ich weiß auch, dass er der Erzengel Michael sein muss, gekommen, um uns von den Dämonen zu erlösen.

DIE REGELN DER Zeit existieren in einer psychiatrischen Abteilung nicht. Jeder von uns misst die Zeit auf andere Art und Weise. Manche zählen die Tage, andere die Wochen und Monate. Und wieder andere zählen überhaupt nicht, so lange sind sie schon hier. Diejenigen, die die Tage zählen, sind auch die, die heruntigern. Ich gehöre zu ihnen.

Ich trage Hausschuhe aus Schaumgummi, blassblaue mit Smileys darauf, von der Regierung zur Verfügung gestellt. Ich habe sie aus dem Mülleimer gefischt, und inzwischen sind sie ein kostbarer Schatz für mich.

Ich gehe am Glaskasten vorbei, vorbei am Fernsehraum, aus dem der Lärm des

Vierundzwanzig-Stunden-Nachrichtenkanals schallt, vorbei am Beschäftigungsraum mit dem Konferenztisch, an den Fluren mit den Patientenzimmern, zu den fest verriegelten Türen und dann wieder zurück.

Ich weiß nicht genau, wie lange ich schon hier bin. Ein paar Tage, glaube ich. Aber ich zähle den heutigen Tag als Tag eins. Erst heute ist mir klar geworden, wo ich bin.

In der Tasche habe ich ein zusammengefaltetes Stück Papier, auf das ich mit einem lila Filzstift meine Wahrheiten geschrieben habe. An sie klammere ich mich als Realität oder wenigstens als die Realität, auf die ich hoffe. Ich habe die Sätze so oft wiederholt, dass ich sie so gut kenne wie die Worte eines Gebets.

Ich bin am Leben. *Realität.*

Ich bin mit James verheiratet. *Realität.*

James liebt mich. *Realität.*

Ich habe einen Sohn. *Realität.*

Mein Sohn ist drei Monate alt. *Realität.*

Mein Mann und mein Sohn warten auf mich. *Realität.*

Ich habe eine postnatale Psychose. *Realität.*

Ich habe eine postnatale Psychose. Früher wusste ich nicht, was es bedeutet, seinen eigenen Wirklichkeitsbegriff anzuzweifeln, der Zeit enthoben zu sein. Am ehesten kann man es mit diesen Augenblicken im Traum vergleichen, in denen man nicht weiß, ob man wach ist oder noch schläft, aber während einer Psychose wacht man einfach nicht auf, egal wie oft man es versucht.

Die Medizin definiert eine Psychose als Geisteskrankheit, während der ein Individuum Schwierigkeiten damit hat, genau zu erfassen, was Wirklichkeit ist und was nicht – es handelt sich um einen Verlust der objektiven Realität.